

# 1

„Es kann losgehen“, sagte der Frisör.

Brahms stellte die Kaffeetasse zur Seite.

Der Frisör warf ihm einen Umhang um den Hals.

„Bitte nach vorne beugen.“

Brahms hielt den Kopf über das Becken und spürte, wie ihm lauwarmes Wasser spinnenarmig von hinten über die Kopfhaut kroch. Er schloß die Augen und kam sich wie im Regen vor.

„Gut so?“, fragte der Frisör.

„Alles bestens“, sagte Brahms.

Er hatte diese Art den Kopf zu waschen, schon lange nirgends mehr erlebt. Hier fehlte ein modernes Kopfwashbecken, in das man seinen Nacken lehnen konnte. Stattdessen war er nun gezwungen, die Haltung eines Erbrechenden einzunehmen. Oder die eines Verurteilten, der den Kopf unters Fallbeil hält. Dabei schien es ihm, als würde der Frisör weiter mit ihm reden. Doch er verstand ihn nicht – eingetaucht in das Geräusch des Wassers, das seinen Kopf umspülte und ringsum plätscherte und in dem Abflußloch verschwand, die Rohre hinab ins Reich der Ratten und der Kakerlaken.

Vorhin erst war ihm eine Ratte über den Weg gelaufen, an der alten Eisenbahnbrücke. Wie einen Schatten hatte er sie in den Rinnstein flüchten sehen. Dann kam der Zug. Die Brücke bebte. Das Rasseln der Wagen, das Schlagen der Räder fiel wie ein großes gewittriges Dröhnen über ihn her. Nur kurz. Dann folgte das leiser werdende Singen der Gleise. Das alte Fernwehgefühl lag in der Luft! *Sehnsucht!* Wie eine längst vergessene Bekannte! Hier schien sie immer noch zu Hause zu sein. Als hätte sich nichts verändert ...

Das Plätschern verebbte. Kein Regen, kein lauwarmes Spülwasser mehr. Die Hände des Frisörs begannen, ihm etwas Kaltes in das Haar zu reiben – eine schäumende Substanz. Düfte breite-

ten sich in dem Becken aus. Honigsüß wie nach blühenden Linden. Hell und lockend wie nach Flieder. Dazu die erdige Note reifer Kornfelder. Und ein Geruch nach Teer und prägnantem Holz ...

Unwillkürlich fiel ihm jener Sommer ein. Ihm war, als hätte er alles angefangen. An einem drückend heißen Tag in der Buchhandlung. Von draußen wehte Fliederduft herein. Fliederbüsche wuchsen an den Bahndämmen entlang und der Straßenseite gegenüber, neben den Garagen. Es wurde endlich Urlaub zu machen! Sein Chef, der „Alte“, hätte er dagegen gehabt. Es war ja nicht viel los in der Buchhandlung. Die großen Ferien hatten schon begonnen. Zwischen den Jahren war er sich wie ein Maulwurf vorgekommen, der hier in der kafkaesken „Bau“ verwaltete, während draußen heiß und sommerlich der Sommer vorüberzog. Der „Alte“ hatte sich schon gewundert und ihn gefragt, ob er denn gar nichts vorhabe.

„Noch nichts Genaues“, hatte Brahm gesagt.

„Dann wird es aber langsam Zeit ... Man muß das Leben packen. So lange man jung ist und bei Kräften ...“

Der „Alte“ hatte die Jugend im Krieg verbracht. Im Krieg wie er immer sagte. Eine markante Narbe an der Stirn und Gehörschaden waren ihm vom „Krieg“ geblieben. Im rechten Ohr trug er ein Hörgerät, von dem eine Schnur herunterhing, die in der Westentasche verschwand. Irgendein Teil gehörte zu seinem Hörapparat, ein Mikrofon, eine Batterie, was auch immer, verbarg sich in seiner Weste. Vermutlich das auch der Grund, weshalb der „Alte“ immer Weste mit sich selbst mitten im Sommer.

Ob er noch lebte? Möglich war es. Vielleicht in einem Heim der Stadt, in einer dieser „Rentnerkasernen“, wo durch den Geruch nach Gemeinschaftsessen in den Gängen hängt, nach Rheumasalbe und Urin und nach Sanitärputzmitteln. Wo die Bewohner die Zimmer teilen müssen, wenn sie sich

einzelnes Zimmer leisten können. Der Tagesablauf durch Heim- und Hausordnungen bestimmt. Das Taschengeld von strengen Verwalterinnen verwaltet. Es war dem „Alten“ nicht zu wünschen, daß er in einer dieser „Einrichtungen“ gelandet war. Nach dem „Kriech“ und den Jahren in der Buchhandlung, die ihm alles bedeutet hatte und von der am Ende nichts übrig geblieben war. Wie lange stand der Laden jetzt schon leer? Ein stark verschmutztes Schaufenster und eine vernagelte Tür ließen noch ahnen, daß sich hier einst ein Geschäft befunden hatte. Auch die anderen Läden in der Gegend waren verschwunden. Kein Bäcker mehr, kein Fleischer, kein Zeitungshändler, kein Bistro. Nur der Salon schien überlebt zu haben – warf sein einsam trübes Leuchten in die frühe Dunkelheit. An der Wand eine rosafarbene flackernde Schrift: „Frisiersalon Mißgunst“ ...

„Achtung, es wird wieder feucht!“

Der Frisör drehte den Wasserhahn auf, spülte Brahms den Schaum vom Kopf. Die sommerlichen Wohlgerüche schwanden. Aus dem Abfluß drang ein hohles Gurgeln hoch. Dazu roch es muffig, modrig, wie nach Kellern ...

Das „Loch“ fiel ihm ein. So hatte er seine erste Wohnung genannt. Weil da von wohnen kaum die Rede sein konnte. Das „Loch“ befand sich im Parterre eines alten, vierstöckigen Hauses. Die Fassaden abgeblättert und zerfurcht – mit Narben, die vom „Kriech“ herrührten. An einer Wand ein eingeschwärzter Richtungspfeil als Hinweis auf den „Luftschutzraum“. Seit Kriegsende war an dem Haus nicht viel verändert worden. Es mangelte an jeglichem Komfort. Doch immerhin, es war sein erstes eigenes Zuhause! Wenn es auch nur aus einem einzigen, quadratischen Zimmer bestand und einer äußerst schmalen Küche – zwischen beiden verlief ein Korridor, der zugleich der Zugang zur Wohnung des Nachbarn war und mit diesem geteilt werden mußte. So wie auch die gemeinsame Toilette

neben der Kellertreppe. Nicht selten tasteten sich fremde Gestalten – die Gäste seines Nachbarn – nachts im Halbdunkeln durch den Flur nach draußen, um die Toilette wie selbstverständlich zu benutzen, zu verunreinigen und zu blockieren. Brahm blieb dann nichts weiter übrig, als morgens auf dem WC in der Buchhandlung auszuweichen, um sich den Ärger zu ersparen und nicht aufwischen zu müssen oder irgendeinen Eindringling davonzuscheuchen, der wie eine Fledermaus an der hölzernen Klobrille klebte. Oft pochte es auch zu spät in der Nacht gegen sein Fenster und jemand polterte: „Werner, Werner, mach auf!“ Dann quälte er sich schlaftrunken aus dem Bett und erklärte dem Störer, daß „Werner“ ein Fensterwohner wohne. „Säufer-Werner“, sein Nachbar, dem nichts anderes einfallen schien, als mit seinen „Gästen“ Flasche um Flasche zu leeren und so die Zeit totzuschlagen.

Und er selbst? War er denn besser? Was fing er an mit seiner Zeit, mit diesem Sommer? Er lag herum, vergammelte die ersten Tage auf seinem selbst gebauten Bett und hörte die immer gleiche Musik von Schallplatten und Kassetten an. „I lie in my hospital bed ...“ Wenn es draußen dunkel wurde, schaute er gedankenverloren zu, wie die Autoscheinwerfer der Straße her über das Rolling-Stones-Poster glitten, das an der Wand gepinnt hatte. Wartend auf etwas, von dem er sich nicht sagen konnte, was es war.

Um nicht in Stumpfsinn zu verfallen, hatte er angefangen zu schreiben. Er folgte keiner Idee dabei, hielt fest, was ihm gerade einfiel. Vor allem sammelte er Zitate, die ihm, warum auch immer, wichtig erschienen, trug sie in Notizbücher ein. Es war, wie andere tote Insekten sammeln oder Aschenbecher in Hotels stehlen. Im Grunde ist alles ein und dasselbe, dacht er auch wenn der Vergleich zwischen Notizbüchern, Inseln und gestohlenen Aschenbechern auf den ersten Blick selbsterleuchtend erscheinen mochte.

Hin und wieder versuchte er sich an Gedichten. Doch er warf sie meistens wieder. Und für Erzählungen fand er keinen wirklichen Stoff. Einmal hatte er mehrere Nächte damit zugebracht, eine wirre Story zu Papier zu bringen, die von jemandem handelte, der versehentlich ins Irrenhaus eingeliefert worden war. Doch es erschien ihm künstlich. Er wußte ja nicht, wie es in einem Irrenhaus zugeht, war nie in einem Irrenhaus gewesen. Er hatte lediglich „*Die rote Blume*“ gelesen und andere Texte und Bücher, die von Irren und Irrenanstalten handelten, und die ihn faszinierten.

Auch hielt er seine Träume fest, führte ein „Traumtagebuch“. Geträumt hatte er immer schon viel und lebhaft. Manche Träume fürchtete er, weil sie ihn in erschreckende Situationen stürzten und immer wiederkehrten, ohne daß er das verhindern konnte. Oft hatte er das Gefühl, daß sich die Zeit in seinen Träumen auf seltsame Weise ausdehnte. Wenn er nur wenige Minuten schlief, nur kurz eingenickt war, und es ihm danach vorkam, als seien Tage, Wochen, Monate oder sogar Jahre vergangen. Vielleicht war es ja möglich, daß man in Träumen in eine andere Zeitebene geriet, in ein paralleles Leben? Vielleicht war sein Hiersein im Salon, mitten in der alten Gegend, auch nichts anderes als ein Traum? Die Straßen draußen, die Fassaden und die alte Brücke, die Züge, die Gerüche – als ob die Zeit stehengeblieben wäre. Aber das war falsch! Der Ort war stehengeblieben. Orte haben eine gewisse Beständigkeit, auch wenn sie sich nach und nach verändern. Sie lassen sich immer noch aufsuchen. Die Zeit dagegen geht komplett und absolut auf immer verloren. Ihr Zustand ist das unaufhaltsame Verschwinden. Unbeeindruckt von Schmerz oder Glück rinnt sie davon wie Spülwasser in die Kanalisation, Erinnerungen wie Schmutzränder hinterlassend ...

Brahms dachte an die Vogts. Nicht selten rissen sie ihn aus dem Schlaf. Aus tiefen Traumzeitebenen zurück in die Realität.

Jeden Morgen zwischen fünf und sechs begann ihr Bett zu quietschen. Er konnte es durch die Zimmerdecke hören, die Uhr danach stellen. Es knarrte und rumorte, bis Frau Vogt endlich laut wurde. Kein lustvolles Stöhnen, sondern eher ein klagender Laut, als würde sie gepeinigt. Tag für Tag dasselbe „Spiel“. Er traf sie selten, im Hausflur oder auf der Treppe. Herr Vogt, ein ausgebrannter Typ, von lebenslanger Schichtarbeit gezeichnet, das Gesicht hart und kantig, die Stimme schnarrend vom ewigen Rauchen. Frau Vogt, breit und qualig, Hals und Wangen wie aus Quark, die Beine aufgeschwemmt und von Kurzzugbinden umwickelt. Vermutlich litt sie an Ödemen. Brahms mochte sich nicht vorstellen, wie dieses Paar sein morgendliches Ritual vollzog. Doch je mehr er versuchte, die Bilder loszuwerden, desto stärker drängten sie sich auf. Es war einfach deprimierend! So wie es immer deprimierend ist, sich die intimen „Machenschaften“ anderer Leute anzuhören, wenn man selbst einsam herumliegt. Noch dazu jung und bei bester Gesundheit! Er war allein. Und vielleicht hätte er den ganzen Sommer so verbracht, wenn da nicht *Raupe* gewesen wäre ...

## 2

Eigentlich hieß er Raoul-Peter Segler. Aber alle nannten ihn Raupe. Das war kürzer und schien auch gut zu seinem Äußeren zu passen; mit seinen bürstenartigen schwarzen Haaren, den vollen Brauen, den dunklen, knopfartigen Augen hatte er durchaus etwas Raupenartiges an sich. Er wohnte in derselben Gegend wie Brahms, im dritten Stockwerk eines gut erhaltenen Hauses. Die Wohnung hatte er von seiner Mutter übernommen, einer Opernsängerin. Sie war noch gar nicht alt, als sie bei einem ihrer Auftritte zusammenbrach und starb. Raupe blieb allein